

Nr. 255. Bromberg, den 12. November 1929.

Der Buchstabe „E“

Kriminalroman von William Le Queux.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Otto Borschke.

2. Fortsetzung.)

„Was ich tun werde? Mich verteidigen! Ich kenne die Frau nicht — sie ist verrückt! Wie sollte übrigens dieser Fall mit dem gleichen in Mailand zusammenhängen?“

„Ich gebe zu, das ist ein Rätsel“, erwiderte er. „Sie scheint aber einen großen Haß auf Sie zu haben, außerdem besitzt sie diese Kette, eine Tatsache, für die schwer eine Erklärung zu finden ist — das müssen Sie doch zugeben?“

„Gewiß. Sind Sie aber auch sicher, daß das Mädchen vollkommen bei Sinnen ist?“ fragte ich.

„Ihr Zustand hat sich jedenfalls gebessert.“

„Trotzdem will sie uns ihren Namen nicht nennen. Täuscht sie nun den Verlust ihres Gedächtnisses vor oder nicht?“

„Das können wir noch nicht bestimmen. Das Ganze ist ein Rätsel, das, wie ich fürchte, nur die Polizei lösen kann. Jedenfalls will ich mein Bestes tun, daß die Behandlung Erfolg hat, doch damit ist meine Aufgabe zu Ende.“

Einige Minuten später verabschiedete ich mich von ihm und trat auf die belebte Straße hinaus.

Ich hatte das Gefühl, vor einem unbestimmten, unerklärlichen Unheil zu stehen — ein dunkler, drohender Schatten war auf mein Leben gefallen.

Doch weshalb nur? In diesem Augenblicke, als ich auf meinem Rückweg nach Westminster den Trafalgar Square überquerte, fühlte ich mich hilflos wie ein Strohhalm, der im Winde dahintrieb.

3. Kapitel.

Die Via Cappuccini.

Ein- oder zweimal hatten die Zeitungen über den Fall geschrieben, doch das Interesse der Öffentlichkeit hatte nachgelassen und auch die Reporter überliefen mich nicht mehr so wie früher.

Mich aber hatte die Angelegenheit so gefesselt, daß ich den Entschluß faßte, nach Mailand zu reisen, um dort Näheres über die plötzliche Erkrankung des Doktors Paolo Campari in Erfahrung zu bringen. Ich wählte die Route über Spiez und den Simplon, kam eines Morgens auf dem Bahnhof von Mailand an, gerade eine Woche, nachdem das Mädchen derartige Beschuldigungen gegen mich geäußert hatte.

Ich mietete mich im Hotel Cavour ein, erkundigte mich nach dem Parapini-Spital und erfuhr, daß es in der Via Cappuccini, nicht weit von meinem Hotel, lag. Am Nachmittag machte ich mich von der großen Piazza Cavour aus auf den Weg, überquerte den breiten Corso Venezia und fand ein Stück weiter unter den hohen Häusern mit den grünen Fensterläden schließlich das Spital.

Auf meine Frage nach dem Direktor, Professor Duroni, führte man mich in ein kleines Bureau zur Rechten der geräumigen Halle und ich übergab dort dem Portier meine Karte. Einige Minuten später erschien ein jovial aussehender Herr von ungefähr fünfundvierzig Jahren mit einem Kahlkopf und dunklem Barte.

In kurzen Worten schilderte ich mein Interesse an dem Fall des Dr. Campari, worüber er sich überrascht zeigte. Seine Überraschung wich aber, als ich ihm erzählte, auf welche Weise ich mit dem geheimnisvollen Mädchen in London zusammengetroffen war.

„Es freut mich sehr, daß Sie hierhergekommen sind, Signor Remington“, begrüßte mich der Professor in leidlich gutem Englisch. „Glücklicherweise geht es dem Signor Dottore schon bedeutend besser. Er ist bei Bewußtsein und hat dem Polizeichef Bericht erstattet — einen überaus seltsamen Bericht.“

Ich erzählte alles, was ich über den Londoner Fall wußte, und der lebhafte, kleine Herr, dessen Kittel stark nach Äther roch, hörte mir gespannt zu.

„Sehr seltsam“, sagte er, als ich geendet hatte. „Die Anschuldigungen des Mädchens gegen Sie sind merkwürdig, sicherlich liegt eine Geistesstörung vor. Doktor Campari hingegen ist wieder vollkommen bei Sinnen, wenn auch das Gift, dessen Art wir noch nicht feststellen konnten, einen schlafsüchtigen Zustand zur Folge hatte. Der Patient leidet nur an einer allgemeinen Schwäche, andere böse Folgen zeigten sich nicht. Wenn Sie wünschen, können Sie mit ihm sprechen.“

Ich war mit Freuden einverstanden und er führte mich in ein privates Krankenzimmer im zweiten Stock, in welchem ein Mann von ungefähr vierzig Jahren mit dunklem Haar und bleichem Gesicht im Bette lag.

Kaum hatte er mich erblickt, richtete er sich langsam auf und sah mich mit weit aufgerissenen Augen an. Auf seinem Antlitz malte sich deutlich ein Ausdruck des Schreckens.

„Sie?“ rief er aus. „Sie — Remington?“

Betroffen war ich stehengeblieben. Mein Anblick machte bei ihm dieselbe Wirkung wie bei dem Mädchen. Er kannte mich und rief mich bei meinem Namen an — und doch hatte ich ihn noch nie gesehen.

„Das ist der Mann!“ rief er aus und blickte mich haßerfüllt an. „Das ist der Mann, Professor, der — von dem ich mit Cavaliere Rossi sprach — Ralph Remington!“

Mit offenem Munde blickte ich Professor Duroni an, der ebenfalls erstaunt darüber war, daß mich der Patient erkannt hatte.

„Verzeihen Sie, Doktor Campari, aber soviel ich weiß, hatte ich bisher nicht das Vergnügen, Sie kennen zu lernen,“ erwiderte ich mit einiger Anstrengung.

„Ihr Leugnen ist zwecklos“, erklärte der Kranke. „Sie wissen ganz genau, wo wir uns schon getroffen haben — in London.“

„In London?“ wiederholte ich erstaunt. „Ich kann mich nicht an Sie erinnern. Wo soll das gewesen sein?“

„Die Polizei wird Ihr Gedächtnis bald auffrischen“, erklärte er bedeutungsvoll.

Die Polizei? Was meinte er damit? Wollte er Anschuldigungen gegen mich vorbringen, um mich verhaften zu lassen? Ich bedauerte schon, daß ich nach Italien gekommen

war. Zwei Personen beschuldigten mich, auf sie Mordanschläge verübt zu haben und behaupteten, mich zu kennen, während mir doch beide vollkommen fremd waren.

„Warum frischen Sie mein Gedächtnis nicht auf, Signor Dottore?“ fragte ich und behielt meine äußerliche Ruhe, so gut ich konnte. „Ich muß gestehen, daß mich Ihre Beschuldigungen in Erstaunen setzen. Sagen Sie mir doch, wo wir uns schon in London getroffen haben?“

Er sah mir einige Augenblicke lang mit einem Ausdruck von Haß und Bosheit ins Gesicht, wie ich es noch nie bei einem Menschen gesehen hatte. Dann sagte er:

„Erinnern Sie sich nicht an jene Nacht in Thames Ditton, wo ich mit Erika und Fritz war, und was sich dort ereignete?“

„Was ereignete sich denn?“ fragte ich erstaunt.

„Stellen Sie sich nicht so unwissend“, erklärte er ungeduldig.

„Ich weiß von nichts. Allerdings kenne ich Thames Ditton, doch kann ich mich nicht erinnern, Sie dort getroffen zu haben.“

„Das werden Sie zu beweisen haben“, erwiderte er kurz. „Wie ich hörte, wurde Erika in London attackiert und ihr das gleiche Mal zugefügt, wie mir.“

„Ein Mädchen wurde in London angegriffen. Heißt sie Erika?“

„Wagen Sie nicht zu behaupten, daß sie Erika Thurston nicht kennen.“

„Ich habe den Namen nie gehört“, gab ich rasch zur Antwort.

Der Kranke lachte ungläubig auf. Es war klar, daß er mich, ebenso wie das Mädchen in London, mit jemand anderem verwechselte. Ich für meine Person hatte jetzt wenigstens die Genugtuung, daß der Name des geheimnisvollen Mädchens enthüllt worden war und ich nur noch ihre Freunde zu finden hatte. Ich war auf die merkwürdige Tatsache gestoßen, daß sie mit dem Abgeordneten bekannt war und daß sie sich in Thames Ditton getroffen hatten. Warum zog man aber mich in dieses Geheimnis? Warum beschuldigte man mich, wo ich doch ganz unwissend und unschuldig war?

Meine Lage war alles eher, als angenehm. Doktor Camparis offene Feindseligkeit mir gegenüber und seine versteckte Drohung, mich der Polizei zu übergeben, war nicht sehr ermutigend. Jetzt, wo ich diese interessanten Tatsachen in Erfahrung gebracht hatte, brannte ich darauf, Mailand so bald wie möglich zu verlassen und nach London zurückzukehren.

Als ich den Kranken verlassen hatte, sprach ich ganz offen mit Professor Duroni, wie ich es mit Doktor Fleming getan hatte, doch auch er schien mir, wie letzterer, nicht zu glauben.

„Doktor Campari litt nicht an dem geringsten Gedächtnisschwund“, erklärte er. „Kaum war er wieder zu Bewußtsein gekommen, fragte er nach einem Engländer, namens Ralph Remington — nach Ihnen also!“

„Aber weshalb?“ fragte ich. „Ich habe ihn nie im Leben gesehen oder von ihm gehört!“

Er muß Sie aber kennen und hat Sie auch gleich erkannt, als er Sie erblickte“, bemerkte der Professor zweifelnd.

„Waren Sie dabei, als er vom Chef der Polizei verhört wurde,“ forschte ich.

„Ich war dabei. Er erzählte dem Cavaliere Rossi, wie er in der Nacht des elften Dezembers gegen zehn Uhr durch die Via Spadari ging, eine enge, dunkle Gasse bei der Via Torino, und dort ein nett angezogenes Mädchen von ungefähr sieben Jahren fand, das weinend auf der Straße stand. Er fragte sie, was geschehen sei und sie erklärte, daß sie den Weg verloren habe. Sie erzählte ihm, daß sie in der Via Marsala wohne, in der Nähe der Porta Garibaldi am anderen Ende der Stadt. Er brachte sie in einem Taxi hin, das er an der Ecke der Straße wegschickte, und rasch fand das Kind den Weg nach Hause. Das ziemlich ärmliche Haus stand zwar in einem recht übel berüchtigten Stadtteil, aber die Mutter des Kindes, die schon in großer Sorge gewesen war, hieß ihn willkommen, dankte ihm und bat ihn, einzutreten, da auch ihr Mann ihm danken wollte. Kaum aber war er ins Zimmer getreten, da waren zwei kräftige Männer — ihrem Dialekt nach zu schließen Neapolitaner — auf ihn losgestürzt und er wußte nichts mehr, bis er hier wieder zu Bewußtsein kam. Man hatte ihn am frühen Morgen einen Kilometer weit entfernt in der Via Porretta gefunden.“

„Sonst ist nichts bekannt?“

„So lautete die Erzählung des Abgeordneten.“

„Scheinbar vermutet oder kennt er die Namen derer, die diesen Überfall auf ihn verübten“, sagte ich. „Sie sagen, er erwähnte sofort meinen Namen, als er zum Bewußtsein des Geschehenen kam?“

„Ja. Er brachte Sie scheinbar auf irgendeine Weise in Zusammenhang mit der Falle, in die man ihn durch das kleine Mädchen so geschickt gelockt hatte.“

„Ich begreife nicht, wieso er mich mit der Sache in Verbindung bringen kann, wo ich doch weder ihn noch das Mädchen im Leben je gesehen habe“, bemerkte ich.

„Jedenfalls ist das Ganze sehr mysteriös. Die Polizei ist emsig an der Arbeit, heute wird, glaube ich, eine Razzia in der Via Marsala gemacht. Cavaliere Rossi hat schon so manches dunkle Geheimnis entschleiert.“

„Hoffentlich wird er auch diesmal Erfolg haben“, erklärte ich aufrichtig.

Mein Wunsch war, Mailand so rasch wie möglich zu verlassen. Wenn ich bleiben würde, könnte der Abgeordnete solche Angaben machen, daß man mich als Verdächtigen in Haft nehmen könnte. Als ich mich von Doktor Duroni empfohlen hatte, kehrte ich sogleich ins Hotel Cavour zurück. Es war fünf Uhr. Vom Portier erfuhr ich, daß der nächste Schnellzug nach der Schweiz erst um 10.49 Uhr abging, deshalb verblieb ich bis zur Essenszeit in meinem Zimmer.

Eben wollte ich in den Speisesaal hinuntergehen, da trat der Hoteldirektor in mein Zimmer, begleitet von einem dicken kleinen Herrn mit stechenden Augen und einem schwarzen Schnurrbart.

„Dies ist unser Polizeiagent, Signore, der Sie zu sprechen wünscht“, sagte der Direktor höflich.

„Ich fuhr bei seinen Worten zurück. Was ich gefürchtet hatte, war eingetreten — der Abgeordnete Campari hatte gegen mich ausgesagt. Was für eine phantastische Geschichte hatte er wohl vorgebracht?

Bevor ich noch eine Erwiderung machen konnte, sagte der kleine Dicke:

„Ich habe Auftrag, Signore, Sie zur Quästur zu bringen.“

„Sie verhaften mich also?“ stieß ich hervor.

„Nein, der Quästor will Sie nur etwas fragen, sonst nichts.“

Ich erklärte mich bereit, ihm zu folgen, schlüpfte in meinen Überrock und setzte meinen Hut auf. Unten wartete ein Auto, in dem er mich ins Polizeipräsidium brachte, wo man mich in ein Zimmer führte, in welchem ein älterer, eleganter Herr mit einer Glatze und einem dichten, braunen Schnurrbart saß. Es war dies, wie ich später erfuhr, Cavaliere Rossi, der Chef der Polizei.

Nachdem ich eingetreten war, bot er mir einen Stuhl an und der Dicke ließ uns allein.

„Sie heißen Ralph Remington?“ fragte er mich, indem er einen Bogen Papier und eine Feder zur Hand nahm. „Wo wurden Sie geboren?“

„In Leeds in England, im Jahre 1893“, antwortete ich.

Dann fragte er mich nach meinem Beruf, wo ich lebte und wann ich in Mailand angekommen wäre. Alle diese Fragen beantwortete ich ohne Zögern und er schrieb meine Antworten nieder.

„Weshalb sind Sie nach Mailand gekommen?“ fragte er plötzlich und sah mich mit seinen dunklen Augen durchdringend an.

„Weil ich Doktor Campari aufsuchen wollte, der sich im Parapini-Spital befindet.“

„So? Er behauptet, Sie wären an dem mysteriösen Überfall auf ihn beteiligt. Was sagen Sie dazu?“

„Ich leugne entschieden.“

„Sie sind aber in einen ähnlichen Fall verwickelt, der sich in London ereignete. Von Scotland-Yard wurde mir gestern berichtet, daß das Mädchen Sie beschuldigt, Sie hätten sie betäubt und ihr dann die Verletzung zugefügt. Sie hat Sie nicht nur erkannt, sondern weiß auch Ihren

Namen und hat eine Onyxkette in ihrem Besitz, die sie Ihnen vom Rock abgerissen hat. Ist es nicht so?"

Ich mußte zugeben, daß er die Wahrheit sprach, fügte aber hinzu:

„All' dies ist mir vollkommen unerklärlich. Nicht nur das Mädchen beschuldigt mich, sondern auch Doktor Campari. Ich überlasse es Ihrer Erwägung, daß ich nicht in derselben Nacht zugleich in London und Mailand sein konnte."

„Gewiß nicht, Signore. Doch sagen Sie mir, was wissen Sie über die beiden seltsamen Ereignisse?"

„Nichts, außer, daß ich das Mädchen zufällig auf der Straße traf, daß sie mich jedenfalls mit jemandem verwechselte und mich beschimpfte und mir drohte."

„Sie muß Sie gekannt haben."

„Sie glaubte, mich zu kennen, aber sie war bald von Sinnen", bemerkte ich. „Dies habe ich auch schon auf der Polizei in London angegeben."

„Doch schon bevor Inspektor — wie heißt er bloß? — Er blätterte in den Papieren, die neben ihm lagen — „Inspektor Wade mit dem Fall betraut wurde", fuhr er fort. „Sie wurden nicht verhört, deshalb habe ich Sie herrufen lassen, um Sie zu fragen, was Sie mir bezüglich Erika Thurston und bezüglich eines Vorfalles in Thames Ditton in der Nähe von London angeben können."

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich gar nichts weiß", widersprach ich.

„Doktor Caspari sagte mir aber, daß Sie, wenn Sie wollten, das ganze Komplott aufklären könnten."

„Wenn ich die Wahrheit wüßte, wäre ich dann hierher nach Mailand gereist und hätte hier den Abgeordneten zu sprechen gewünscht? Wenn es Ihnen recht ist, will ich sofort nach London zurückkehren und dem Inspektor Wade alles erzählen, was ich weiß."

Der Polizeichef sah mich seltsam an. In meinem Angebot erblickte er sicher einen Versuch zur Flucht, ist doch die italienische Polizei besonders vorsichtig und schlau. Die Ereignisse der Nachkriegszeit und die politischen Wirren haben sie zu einer der besten Polizeien der Welt gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hafenjule.

Skizze von **P. Fritz.**

Mit tiefem, hohlem, nervenaufwühlendem Brummen schmetterten die Sirenen der „Principessa Elena" ihre letzten Warnungssignale in die Luft. Die Laufstege wurden losgemacht, die Bordtreppen aufgezogen, die Haltetaue gelöst, und mit gewaltigem Wirbeln ihrer mächtigen Schrauben zerrten die kleinen Schlepper den Ozeanriesen vom Kai ab in die Fahrstraße. Langsam begannen seine Schrauben zu arbeiten, und majestätisch rauschte er an dem festungbewehrten Berge vorüber zum Hafen hinaus. In seinen Luxusappartements führte er den Makler Barrera, dem seine weise Voraussicht für künftige Entwicklungsmöglichkeiten Millionen eingebracht hatte, mit Frau, Tochter, Schwiegersohn und dreijähriger Enkelin der argentinischen Heimat entgegen.

Nach prächtiger Überfahrt über den Atlantik näherte man sich dem südamerikanischen Festlande. Die Musik spielte, die Passagiere saßen beim Lunch und waren infolge des anhaltend guten Wetters und der spiegelglätten See in blendender Stimmung. Dem Kundigen allerdings verriet ein in unregelmäßigen Abständen wiederkehrendes leichtes Zittern des Schiffskörpers, hin und wieder eine jäh den Rhythmus unterbrechende, leicht gleitende Bewegung, daß sich das Meer belebte. Schlechtes Wetter war im Anzuge.

Ein dumpfes Krachen, als ob ein schwerer Gegenstand die Schiffswand getroffen hätte, ein starkes Erzittern des Schiffes beendete wie ein Kommando die lebhafte Unterhaltung. Alles horchte. Die Maschinen stoppten. Ein unheimliches Gruseln überlief kalt die Rücken der Tafelnden. Stewards wurden ausgesandt, um zu erfragen, was los sei. Ein Offizier betrat lächelnd den Speisesaal: „Bitte sich nicht stören zu lassen! Ein kleiner Maschinendefekt. Nicht von Bedeutung." Die Musik begann einen neuen Charleston; lachend und scherzend über den Schreck setzte man seinen Lunch fort. Argwöhnisch beobachtete man dabei, daß die eine Seite des Speisesaals immer höher stieg! —

Die erzwungene Lustigkeit der Passagiere versickerte. Die Überängstlichen verließen vor Beendigung der Mahlzeit den Saal. Oben an Deck machte sich die Neigung noch mehr bemerkbar. Es herrschte eine merkliche, wenn auch unterdrückte Unruhe unter der Besatzung. Ein Offizier verkündete, daß es notwendig sei, die Rettungsgürtel anzulegen. Keine Ursache zur Panik. Nur eine kleine Havarie. Ruhe bewahren! Alles stürzte in die Kabinen. Schreckensbleiche Gesichter bestürmten mit Fragen Offiziere und Mannschaften, die keine Auskunft gaben. Das Schiff hatte stark Schlagseite. Dann wieder Signale, Rufe, Kommandos: Alles an die Boote! Nichts mitnehmen! Ruhe, Ruhe, Ruhe bewahren!

Wie die Wahnsinnigen stürzten alle in die zunächst gelegenen Boote. Disziplin, Logik, Vernunft waren vergessen. Schreien, Toben, Wahnsinnsausbrüche, Kämpfe um einen Platz im Boot! — Hexensabbath! — Die eine Seite des Dampfers stand so hoch, daß die Boote nicht mehr hinabgelassen werden konnten. Auf der andern Seite fielen oder sprangen die Menschen sinnlos wie Schafe ins Meer. Überfüllte Boote, von unkundigen Händen gehandhabt, stürzten in die Tiefe. Nur wenige kamen gut ab. Noch bevor die Hälfte der Passagiere vom Schiff herunter war, legte dieses sich ganz auf die Seite, wälzte sich wie ein Riesenungeheuer in konvulsivischen Zuckungen herum und verschwand gurgelnd und strudelaufwirbelnd in den bewegten Fluten. Das einen Augenblick hoch über dem Wasser schwebende Heck zeigte die Riesenöffnung, welche die gebrochene Schraubenwelle und die sich lösende Schraube gerissen hatten. Wie besät erschien das Meer von Menschen, Trümmern, Booten, Schiffsausrüstungsstücken, die auf der aufgeregten Oberfläche tanzten.

In einem der ersten Boote, in denen nur Frauen zugelassen wurden, hatten die Damen Barrera mit dem Kinde Platz gefunden. Es kenterte schon im Augenblicke des Losmachens unter erschütterndem Schreien der Insassen. Instinktiv hatten sich Frau Barrera und ihre Tochter aneinander geklammert und trieben mit irren Blicken auf dem Wasser, das Kind hochhaltend. Sinn- und zwecklos kämpften hier einige um eine winzige Holzplanke. Dort hingen andere wie leblos in ihren Korkwesten. Die wenigen gut abgekommenen Boote schwammen schon weit.

Plötzlich schoß etwas heran. Eine wirbelnde, reißende Bewegung, ein unmenschlicher Angstschrei, und Tochter und Kind waren von der Seite der Mutter verschwunden. Weiter entfernt sah man ein wütendes Peitschen und Wirbeln im Wasser: Haie, die sich um die Beute stritten. Wieder ein tierisches Aufbrüllen, diesmal von seiten der Mutter, die das Geschehene begriff. Dann gellendes Lachen, Weinen, Schreien, Singen, und wieder Lachen, schaurig anzuhören. Ein übermenschlicher Qual ausgesetztes Hirn hatte seine normale Funktion eingestellt. —

Vierundzwanzig Stunden später fischte ein Passagierdampfer, der nach Europa fuhr, eine erschöpfte, geistesumnachtete Frau aus den Wellen und übergab sie im Heimathafen dem Hospital. Nachforschungen nach Namen, Herkunft und Wohnsitz blieben erfolglos. Da kein Zweifel bestehen konnte, daß es sich um eine Überlebende der „Principessa Elena" handeln müsse, setzte ihr die Schiffsgesellschaft eine kleine Pension aus.

Auf der breiten, mit prachtvollen alten Platanen bestandenen Promenade, die zum Hafen hinunter führt, geht eilig, hochaufgerichtet eine dürre, dürftig gekleidete Frau, Blumen im grauen ungepflegten Haar. Alte, zerlumpte, schmutzige Spitzen und Schale umflattern die ausgemergelte Gestalt. Die Füße stecken in zerrissenen Männerschuhen. Hoheitsvoll, ihrer Umgebung nicht achtend, durchschreitet sie die stark belebte Straße. Plötzlich singt sie gellend ein paar Takte, dann redet sie erregt laut vor sich hin. „Hafenjule!" schreien die Straßenjungen hinter ihr drein. Sie achtet auf nichts. Schnurstracks steuert sie auf das nächste beste Schiff im Hafen zu und fragt herablassend — höflich, ob ihr Mann noch nicht angekommen sei. Die Besatzung lacht, einige machen üble Witze, andere verneinen mitleidig. „Dann wohl morgen", tröstet sich selbst die alte Dame, leutselig-freundlich lächelnd, und macht sich eilig auf den Rückweg. Und keiner

der hämisch lachend oder mitleidig hinter ihr Dreinblickenden ahnt, daß diese harmlose Geisteskranke vor noch nicht zwei Jahren eine Millionärin war, deren Reichtümer in einem fernen Kontinent auf Erben der als mit der „Principessa Elena“ untergegangen gemeldeten Familie warten.

Anekdoten der Politik.

Von Jo Hanns Rösler.

In einer der letzten Genfer Konferenzen leitete der ehemalige Minister Henri de Jouvenel die Organisation der gesamten anwesenden Presse. Am ersten Abend lud er die Herren zu einer zwanglosen Begrüßung ein. Sofort fragte man ihn: „Sind neue Vorschläge von Deutschland eingetroffen.“

„Ich weiß nichts davon“, meinte Henri de Jouvenel, „wenden Sie sich doch an Herrn Beer, den Korrespondenten des Telegraphenbureaus.“

„Ich werde Ihnen antworten, meine Herren“, erwiderte Beer befragt, „sowie ich die letzten Dementis meiner Agentur gelesen habe.“

*

Herriot litt eines Tages an der Gicht. Besonders an den Händen.

„An beiden Händen?“ fragte ein Journalist den bekannten Linkspolitiker,

„Nein“, meinte Herriot, „nur an der rechten.“

„Also auch hier macht Ihnen die Rechte wieder zu schaffen?“

*

Jusserand, der französische Gesandte in Washington, lebte seit Jahren in völliger Zurückgezogenheit. Nur selten betrat er das Weiße Haus und kümmerte sich herzlich wenig um die kleine und große Politik. Als nun Briand nach Washington zur ersten Abrüstungskonferenz kam, wollte er auch bei den Gesandten der übrigen alliierten Mächte seine Karte abgeben.

Jusserand begleitete ihn. Zuerst fuhren sie zur japanischen Gesandtschaft. Jusserand nannte dem Chauffeur Straße und Nummer.

Als sie ankamen, schien das Haus geschlossen. Jusserand läutete.

„Sie wünschen?“ öffnete der Portier.

„Melden Sie uns dem Gesandten.“

„Welchem Gesandten?“

„Von Japan natürlich.“

Da erwiderte der Hausmeister lächelnd: „Verzeihung, der japanische Gesandte ist schon vor drei Jahren hier ausgezogen.“

*

Clemenceau empfing kurz nach seinem Rücktritt den Besuch Tardieus.

„Sie sehen jünger aus“, begrüßte ihn Tardieu.

„Das macht die Arbeit.“

„Sie arbeiten? An was? An Ihren Memoiren?“

„Nein. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Ich schreibe ein Buch über die Ewigkeit.“

„Ist das nicht eine schwere, unzeitgemäße Aufgabe für einen Politiker Ihres Formates?“

„Schwer, ja. Unzeitgemäß, nein. Denn in einem solchen Buch darf man über alles sprechen, selbst über — Poincaré.“



*** Vom Tragtier zum Flugzeug im Lande der Inkas.** Es gibt kaum ein Land, das eine so rasche Wandlung in den Verkehrmittels durchgemacht hat, wie Peru. Das Wegenetz des alten Reiches der Inkas ist in einem geradezu katastrophalen Zustande und es gibt hunderte von Städtchen und Dörfern, die noch niemals ein Fahrzeug auf Rädern in ihren Mauern erblickt haben. Tragtiere, und wo schiffbare Gewässer vorhanden sind, das Kanoe sind die einzigen Verbindungsmöglichkeiten auf viele hunderte von Kilometern. Geschäftsreisen werden zu monatelangen gefährlichen Expeditionen über Felsengebirge und kahle Hochebenen, in denen man nur auf den sicheren Tritt des Maulesels angewiesen ist. Unter diesen Umständen fand die Einrichtung von Flugzeuglinien eine begeisterte Aufnahme. Während früher eine Reise von Maldonado, der Hauptstadt der Provinz Madre de Dios, unter günstigsten Verhältnissen zwei bis drei Wochen erforderte, legt heute ein Flugzeug der auf dieser Strecke eingerichteten Verkehrslinie diesen Weg in noch nicht drei Stunden zurück. Die Reise nach Iquitos von Lima aus erforderte unter Benutzung von Schiff, Eisenbahn, Maultier und Kanoe vierzig Tage. Heute gelangt man nach diesem Hauptsitze der Gummigewinnung mittels Flugzeug in einem Tage. Man fliegt nach San Ramon, nimmt dort das Anschlußflugzeug nach Masisea und gelangt von dort mittels eines Hydroplanes in 5½ Stunden nach Iquitos. Es ist selbstverständlich, daß die Benutzung des Luftweges bedeutend teuerer als diejenige der landesüblichen Verkehrsmittel ist. Trotzdem ist der Andrang zu den Luftlinien enorm, da sich der Zeitgewinn sowie die gesteigerte Sicherheit des Reisens im Flugzeuge vielfach bezahlt machen, ganz abgesehen von der Annehmlichkeit der Reiseart. An der Spitze des Flugwesens von Peru steht ein Nordamerikaner, Captain Grow, ein erprobter Marineflieger, der in der staatlichen Fliegerschule zu Ancon bereits 237 Peruaner im Fliegen ausgebildet hat. Der Flugdienst, der außer der Personenbeförderung auch diejenige von Post und Wertpaketen umfaßt, hat sich bisher reibungslos abgewickelt und Unfälle sind sehr selten. Allerdings wird der Möglichkeit einer Notlandung in menschenleeren öden Gebieten dadurch Rechnung getragen, daß ein mehrtägiger Vorrat von Lebensmitteln und Wasser, sowie Waffen an Bord des Flugzeuges mitgeführt werden, um jeder Eventualität gewachsen zu sein.

*

*** Geistig Untaugliche in Amerika.** Der nationale Reichtum der Vereinigten Staaten wird auf 400 Milliarden Dollar geschätzt; jeder spricht von der amerikanischen Wohlfahrt. Doch darf man nicht vergessen, daß 15 Prozent der Bevölkerung an Gebrechen leiden, mit allen physischen und psychischen Folgen. 5—6 Prozent der Amerikaner sind gebrechlich, 0,5 Prozent geistig minderwertig. Die Sorge für diese Menschen kostet die Allgemeinheit jährlich wenigstens 5 Milliarden Dollar, davon 3 Milliarden allein auf Rechnung der Verbrecher. Es ist fast nicht möglich, in Ziffern den geistigen Nachteil, der besonders durch diese Gruppen der Allgemeinheit fortwährend zugefügt wird, anzugeben. Fünf Milliarden direkte Kosten also. Das ist mehr als der Gesamtwert von allen Produkten der amerikanischen Autoindustrie im Jahre 1927. Fügt man die indirekten jährlichen Kosten hinzu, dann stimmt die Summe überein mit dem Kapital der amerikanischen Eisenbahngesellschaften.

*** Conan Doyle Plagiator?** Durch einen außergericht-

*

lichen Vergleich ist der interessante Rechtsstreit Conan Doyles um seine Literatenehre jetzt leider ohne öffentliche Verhandlung beigelegt worden. Es handelte sich um den Vorwurf des Plagiats gegen Conan Doyle, den berühmten Urheber der Sherlock Holmes-Erzählungen. Der junge Schriftsteller J. H. Symons hatte Doyle vorgeworfen, daß dieser 1925 sein Buch „Der famose Engel“ in dem wenige Monate später herausgekommenen Werk „Nebliges Land“ stark verwertet habe und dann wieder seine Erzählung „Die Pulverisierungsmaschine“ allzu stark an Symons' früher erschienene Novelle „Das Ende eines Heiratsversprechens“ angelehnt habe. Der Vorgang erregte zunächst außergewöhnliches Aufsehen in England. Jetzt behaupten aber der beklagte Autor und sein Verleger, durch Doyle überzeugt zu sein, daß die auffallenden Übereinstimmungen seiner und der früher erschienenen Symonsschen Erzählungen auf einen Zufall zurückgeführt werden müßten. Es ist sehr bedauerlich, daß man die Doyleschen Beweise dafür nicht nachprüfen kann. Die Übereinstimmung der betreffenden Bücher läßt sich nach dem Urteil derer, die sie kennen, auch mit dem Scharfsinn eines Sherlock Holmes nicht hinweg diskutieren.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.